



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Beethovens spätern Lebensjahren : Mittheilungen aus einem
Tagebuch. 1. : Mittheilungen aus einem Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu seiner Belebung und Ausbildung das wirksamste Mittel gewesen. Statt dessen haben sie Wald und Berg, Meer und Welle, sogar Länder, Städte und andere Localitäten durch Figuren ausgedrückt. Diese Figuren sind so lange lebendig und ausdrucksvoll geblieben, als der in die Natur blickende Mensch wirklich Götter und Gestalten sah; als diese Empfindung abstarb, da wurden sie leblose Marionetten mit conventioneller Bedeutung, und auf zahlreichen antiken Darstellungen aus späterer Zeit stehn sie wie Hieroglyphen, deren Sinn nur der Antiquar versteht. Ob die Verbreitung des landschaftlichen Gefühls der modernen Poesie mehr genützt oder geschadet hat, darüber kann man wol im Zweifel sein, aber daß sie für die Kunst fruchtbar gewesen ist, wird kaum jemand bestreiten, der auch nur das Bedeutendste kennt, was die Landschaftsmalerei von Ruysdael bis Calame geschaffen hat.

Aus Beethovens spätern Lebensjahren.

1.

Mittheilungen aus einem Tagebuch.

Noch immer — trotz dem neuen Werke von Ulibisheff — entbehrt die mächtige Persönlichkeit Beethovens einen Biographen, welcher gründliche musikalische Bildung besitzt, um das künstlerische Schaffen dieser genialen Kraft kritisch zu würdigen, und Verständnis für den Herzschlag eines gewaltigen Menschen, um das rührende innere Leben und das reine Gemüth der mächtig angelegten Natur uns verständlich zu machen. Es ist bekannt, daß grade das äußere Leben Beethovens, unglückliche Familienverhältnisse, seine Taubheit und die daraus hervorgehende Abhängigkeit von einer zum Theil unwürdigen Umgebung es nicht bequem machen, das Schöne und Edle seines Wesens zu würdigen. Denn oft erscheint der Meister gestört und befangen durch die Unselbstständigkeit und drückende Abhängigkeit von andern, zu der er verdammt ist. Und vielleicht wird grade die schönste Aufgabe seines Biographen sein, zu zeigen, wie die wuchtige Lebenskraft Beethovens doch aus solchem Kampfe immer als Sieger hervorgeht und wie er von der ihn umgebenden Welt getrennt und in immer engere Schranken eingeschlossen, doch nicht verkümmert, weder in seinen Ueberzeugungen, noch in seinen Interessen, noch in seinen Idealen schwächer wird, sondern als ein grimmiger Löwe gegen den Fehler seiner Organisation, und gegen alles, was ihn zu Wien sonst isolirte, siegreich arbeitet bis zu seinem Tode.

So lange nicht eine solche Biographie mit deutschem Fleiße das vorhan-

dene Material verarbeitet ist es besondere Pflicht der periodischen Presse, zu sammeln und dem Publicum vorzulegen, was von Notizen für eine gute Biographie noch jetzt hier und da erreichbar wird. Auch das weniger Wichtige darf für solchen Zweck Interesse beanspruchen, und der Verehrer eines bedeutenden Mannes wird sich unterdeß aus den kleinen Zügen wohlwollend das Bild zusammensetzen, welches noch nicht durch eine tüchtige Schilderung sichere Umriffe erhalten hat.

So hält es auch dieses Blatt für Pflicht, einiges biographische Material für Beethoven, welches den Herausgebern zugegangen ist, wortgetreu mitzutheilen. Dasselbe besteht aus den Aufzeichnungen einer Dame, welche mit Beethoven in Verbindung stand, und aus noch ungedruckten Briefen Beethovens.

Die handschriftlichen Bemerkungen der Verehrerin Beethovens, Tochter eines Herrn del Rio, welcher im Jahre 1816 zu Wien einem Erziehungsinstitut vorstand, sind durchaus anspruchslos und ohne einen Gedanken an Veröffentlichung gemacht. Sie sind niedergeschrieben zum größten Theil nach Tagebuchnotizen, und gewähren vielleicht gerade in ihrer Formlosigkeit, als ein kunstloser und wahrhafter Bericht um so größeres Interesse. Wenn Einiges von dem, was die Schreiberin in ihrer bescheidenen Weise erwähnt, nicht neu ist, so wird man doch aus den kleinen Zügen manchen guten Einblick in Beethovens Wesen und Erdenleben erhalten. Noch sei bemerkt, daß die Redaction bereit ist, für die Echtheit des hier Mitzutheilenden Bürgschaft zu übernehmen. — Das Manuscript beginnt folgendermaßen:

„Schon im Jahre 1815, während des wiener Congresses, hatten wir die Hoffnung Beethoven kennen zu lernen. Es wohnte damals der geheime Cabinetssecretär Duncker des Königs von Preußen bei uns, welcher ein großer Musikliebhaber war, namentlich Beethoven sehr verehrte. Er hatte ein Trauerspiel gedichtet Namens: „Leonore Prohaska“, dazu sollte ihm Beethoven einige Stücke componiren, was auch geschah: einen kurzen, aber wunderschönen Jägerchor, eine Romanze, und einige Zeilen mit Harmonikabegleitung, Melodram; den bekannten herrlichen Trauermarsch aus der Sonate ließ der Dichter sich von ihm instrumentiren. Schwester und ich meinten, warum Hr. Duncker sich nicht einen neuen Marsch ausgebeten, doch er fand, daß er keinen schönern hören könne. Die Musikstücke, bis auf den Trauermarsch, sind bei uns noch vorhanden, wir hatten auch die Erlaubniß selbe veröffentlichen zu dürfen unter dem Namen: „Friedrich Duncker“, es ist aber nicht dazu gekommen. Der herrliche Marsch ist jährlich einmal, ich glaube in einem geschlossenen Musikverein in Berlin, aufgeführt worden. Das Stück ist nicht zur Aufführung gelangt, eine Hauptsache davon war die, daß der Zeitpunkt, wo es allgemeinen Antheil erregt haben könnte, bereits vorübergegangen war. Duncker mußte oft deswegen sich mit dem Compositeur besprechen, und immer war dieser mit dem Text des

Jägerchor nicht zufrieden, auch zuletzt noch nicht ganz, das machte, weil Beethoven den Nachdruck auf die erste Silbe wünschte.

Als Beethovens Bruder, ein Beamter in Wien, gestorben war, wurde B. zum Mitvormund des Sohnes ernannt, die Mutter lebte, aber sie wurde nach einem Proceß von der Vormundschaft ausgeschlossen. Der Knabe war, wie ich glaube 9 Jahre alt. Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemüthsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele weihen zu wollen und je nachdem er fröhlich war durch seinen Nessen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wol gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben. — Es war im Jahre 1816, da kam er zum erstenmal in unser Haus, um seinen geliebten Karl in das Institut zu geben, welches mein Vater schon seit dem Jahre 1798 errichtet hatte. Dieses Begebniß war für die Töchter besonders erfreulich, und ich sehe noch, wie Beethoven mit Beweglichkeit sich hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Hrn. Bernhard, später Redacteur der wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich machen zu können. Von dieser Zeit an hatten wir das Vergnügen ihn oft zu sehen, und später, als mein Vater mit dem Institut in die Vorstadt zog, Landstraß Glacis, nahm auch er sich eine Wohnung in der Nähe und den nächsten Winter war er fast alle Abend in unserm häuslichen Kreise. Leider waren recht interessante Abende selten, denn häufig war er, ein Pegasus im Joche, durch die vormundschaftlichen Angelegenheiten verstimmt, oder wol auch kränklich. Dann geschah es, daß er ganze Abende bei uns am runden Tisch, wie es schien in Gedanken versunken saß, manchmal wol auch lächelnd ein Wort hinwarf, dabei fortwährend ins Schnupftuch spuckend, oder nach Volksausdruck „spiazelnd“, dabei es jedesmal ansehend, so daß ich manchmal dachte, er fürchte Blutspuren zu finden. Leider hatten wir selbst viel Schuld an dieser Langweiligkeit; denn wie Beethoven sich öfters in kleinen Spöttereien gefiel, so hatte er auch über Eltern gelacht, welche sagten „meine Töchter spielen auch von Ihnen —“ das war uns genug und die Musik war grade damals bei uns fast verbannt, was mich später oft gereuet hat. Denn einmal, als er mit Zeitungslesen beschäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und sein „Kennst du das Land“ spielte, kam er alsogleich herbei, taktirte, und bei einer Stelle, wo vielleicht mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben.

Einmal auch, als er uns „die entfernte Geliebte, Text von Zeitelers“ gebracht hatte, und Vater wollte, ich solle meine Schwester begleiten, ließ er mich nur die Angst ausstehen und mit den Worten „gehn Sie weg“ setzte er sich und begleitete selbst. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unserm großen Erstaunen häufig falsch griff und dennoch wieder, als meine Schwester

fragte, ob sie nicht gefehlt oder so was, antwortete: „es war gut, aber hier, — und da bezeichnete er eine Stelle, wo kein Verbindungsbogen angegeben war, — „hier müssen Sie hinüberziehen;“ — also das hatte er vermisst. — Es war derselbe Abend, an dem er, nachdem er recht heiter gewesen war, plötzlich still und verstimmt wurde. Wir erfuhren später, daß ihm der Name „Schönauer“ zu Ohren gekommen, wie unser sehr harmloser guter Onkel hieß, er aber glaubte es sei der Advocat der Mutter seines Neffen, der denselben Namen trug.

Einst war die Rede von dem von ihm in Musik gesetzten Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt, flog ich zu dir!“ — da wollte er, meine Schwester sollte die Clavierbegleitung dazu machen, und als sie es endlich that, so sagte er: es müsse ja die Begleitung mehr oben im Violin sein — vielleicht war es nur Scherz. — Einen kleinen Canon schrieb er uns auch einmal auf, mit Bleistift nur, auf den Text: „Wie Silber ist die Rede, doch zu rechter Zeit schweigen, ist lauterer Gold.“

Von meiner Schwester sagte er öfter: „sie mag mich ja nicht, sie hat ihren Schmerling!“ auch versprach er ihr ein Hochzeitslied, was auch geschah; der Text ist von einem alten Freund unseres Hauses, der Professor der Philologie an der Universität zu Wien war; ach, wer kannte den alten Stein nicht, den Tabakhaffer. Mein Vater hatte ihm angegeben, wie er das Gedicht wünsche. Damals ging auch einmal letzterer mit mir in Beethovens Wohnung, wo ich das Lied spielen mußte und B. mir angab, wie er es gespielt wolle, da sagte er wiederholt, daß derlei Compositionen klar und verständlich sein müßten, und auch so vorgetragen werden müßten.

Und ich erinnere mich wieder an einen andern Abend, an dem er wie ein Kind mit uns herumtollte und vor den Angriffen sich mit Stühlen u. verpalsadirte. — Uebrigens säumte des Kindes Mutter nicht, meinem Vater und dem Onkel Verdruß zu machen, indem sie gegen die gerichtliche Uebereinkunft ohne Erlaubniß den Knaben heimlich sehen wollte. Sie soll einmal als Mann verkleidet auf den großen Platz am Hause gekommen sein, wo die Knaben ihre Turn- oder gymnastischen Uebungen hielten, das kann ich aber nicht verbürgen. Dies jedoch, daß ihr Erscheinen und Dringen den Sohn ihr mitzugeben uns oft sehr lästig war, wenn es zuweilen geschah, wenn unser Vater nicht zu Hause war.

Einmal kam ich mit Beethoven in sehr unangenehme Conflict, weil er geglaubt hatte, ich gäbe ihm in seiner Handlungsweise Unrecht gegen seinen Neffen. Ueberhaupt verwunderte ich mich oft darüber, daß B. so viel auf die Meinung der Menschen hielt und einmal bei Gelegenheit wegen des Neffen äußerte: „was werden die Leute sagen, sie werden mich für einen Tyrannen halten.“ Das konnte aber niemand glauben, wenn er ihn nur einmal mit seinem geliebten Neffen gesehen hatte; denn er duldete sogar, daß

dieser ihn leiblich tyrannisirte, wenn er auf ihn hinauffletterte und ihn fast vom Stuhl warf. — Zu meiner Schwester hatte B. ein solches Vertrauen, daß er ihr einmal heimlich schrieb, sie solle ihm aufrichtig ihre Meinung sagen, ob sie glaube, daß Karl, welcher neun Jahre unter dem traurigen Einfluß der Mutter sich befunden habe, noch zurecht kommen würde. Die Schwester hat ihm nach unserer hoffnungsvollen Ansicht mit „ja“ geantwortet. — Mich hat er einmal sehr gekränkt, da er meinte, eine Nachlässigkeit meiner Schwester, welche auf dem nicht lesen können seiner Schrift beruhte, und wol einigermaßen entschuldigt werden konnte, aber die Ursache eines Verdrußes mit der Mutter wurde, sei mir zuzuschreiben. Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein sehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruß habe, er mir kein freundlich Wort gab, sondern nur meiner Schwester mit dem Finger drohte und sagte: „nu warten Sie, Sie haben was schönes angestellt.“

Unsere Wohnung am Landstraß Glagis war ziemlich einsam und wenn Beethoven mich so mit dem Schlüsselkorb herumgehen sah, dann lachte er und sagte oft scherzweise: „Da kömmt die Frau Aebtissin!“ was mir schon gar nicht gefallen wollte.

Einmal kam er im Frühling, brachte uns Veilchen mit den Worten: „ich bringe Ihnen den Frühling“, er war einige Zeit sehr unwohl gewesen (er litt öfter an Kolik) und sagte: „Das wird einmal mein Ende sein!“ da rief ich ihm zu: „„Das wollen wir noch lange hinauschieben!““ da erwiederte er „Ein schlechter Mann, der nicht zu sterben weiß, ich wußte es schon als ein Knabe von funfzehn Jahren, freilich für die Kunst habe ich noch wenig gethan!“ „„D deswegen können Sie fest sterben!““ sagte ich.“ Da antwortete er so vor sich hin: „mir schweben ganz andere Dinge vor.“ — Zu der Zeit brachte er uns auch seine herrliche Composition an die Hoffnung aus Tiedges Urania, welchen er immer „Liedsche“ nannte, nicht scherzweise. — Beethoven war sehr leicht verstimmbar und so geschah es auch, daß seine Freunde oft glaubten, er habe etwas gegen sie, wenn es nicht der Fall war; aber er war in seinem Benehmen so verschieden und schien zuweilen so unfreundlich und kalt, daß man es glauben mußte und sich scheu zurückzog; — oft aber kam es auch, daß er seinen besten Bekannten nicht traute und sie in der That kränkte. — Oft klagte B. über seine ökonomischen Verhältnisse, das war aber ein Steckenpferd von ihm.

In heiterer gesprächiger Stimmung erzählte uns Beethoven einmal von der Zeit, welche er bei Fürst Lichnowski zubrachte. Von der Fürstin sprach er mit vieler Achtung. Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehre dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Clavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte,

worauf B. rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ. — Er äußerte einmal: mit dem Adel ist gut umzugehen, aber man müsse etwas haben, worin man ihm imponire.

Von Schauspielern äußerte er einmal: daß dies Leben, dies Rollenspielen im Leben, ihm nicht zusage oder gefalle.

Beethoven gab damals Unterricht dem Bruder des Kaiser Franz, Erzherzog Rudolf; ich fragte ihn einmal: ob dieser gut spiele? „„Wenn er bei Kräften ist““, war die mit Lachen begleitete Antwort. Auch erwähnte er einmal lächelnd, daß er ihn auf die Finger schlage, und als der hohe Herr ihn einmal in seine Schranken zurückweisen wollen, er mit dem Finger auf die Stelle eines Dichters, wenn ich nicht irre, Goethes gewiesen habe, in welcher er seine Rechtfertigung zeigte. —

B. zeigte immer gegen uns ein sehr dankbares Gefühl und nannte die Leistungen und Pflege für seinen Neffen „unbezahbar“. Einmal sagte er uns: er sei mit Sprüchwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jesuiten zum Lehrer gehabt. — Von seinen Eltern sprach er mit vieler Liebe und Achtung, besonders nannte er seinen Großvater „einen Ehrenmann“. — Oft sprach er in großer Verstimmung und Entrüstung über manche Staatseinrichtung, er war auch drum und dran, daß er eine große Reise machen wolle, vielleicht nach England. Er erzählte uns auch einmal, daß Engländer bei ihm waren, lachend sagte er: „sie haben mir meine Feder weggenommen!“ — Auf sein Leben, äußerte er, halte er nichts, nur wegen seines Neffen! — Bei seinem zarten Gefühl und bei seinem Mißtrauen, welches auf kurze Zeit wenigstens seine besten Freunde kränkte, gab es manchmal Verstimmungen von seiner Seite, welchen man nicht gleich auf die Spur kommen konnte; so, als er uns wieder besuchte, nachdem wir durch sein kühleres Benehmen glaubten, es sei derlei vorgefallen, wodurch er sich für beleidigt hielt, fragte ihn meine Schwester: „ob er noch böß wäre?“ (ob er uns noch grolle?) da antwortete er: „Ich lege viel zu wenig Werth auf mich, um es zu sein!“ — Einst bei einer Geldangelegenheit klagte er gegen meinen Schwager, daß er nicht geglaubt hätte, daß in einem so angesehenen Handlungshause derlei Betrügerei vorkommen könnte; was war es aber? nur die gewöhnliche Sensarie, die ihm fremd war. — Einmal in einer lustigen Stimmung sagte ich, daß er uns necke, aber mit dem gewöhnlichen Ausdruck: seckire! da wiederholte er diesen Ausdruck öfter mit Gelächter, so daß ich mich schämte ihn gebraucht zu haben. — B. hatte einen Bruder und wenn er desselben erwähnte, so nannte er ihn immer mit lautem Lachen: „mein Bruder der Apotheker!“ man sagte diesem nach, er habe viel Staat gemacht, wie sich für seinen Standpunkt nicht schickte. — Einmal, wie er über seine ökonomischen Verhältnisse klagte, sagte er: „man habe nur für den Schuster, Schneider und Metzger zu arbeiten.“ — Die Begebenheit von Wienerneustadt,

welche er uns einmal mit vielem Lachen erzählte, ist wohl sehr bekannt. Als er bei seinen künstlerischen Spaziergängen bis gegen Wienerneustadt kam, machte seine auffallende Erscheinung, da er immer aufschaute und seine Noten ins Taschensbuch schrieb, die Leute glauben er sei ein Spion; denn es war in Kriegszeit und die Stadt besetzt. Er ward deshalb genöthigt aufs Rathhaus zu kommen, und kam erst los, als ein musikliebender anwesender Rath oder dergleichen in ihm Beethoven erkannte. Ich glaube, er hat auch dadurch die Bürgerkrone erlangt. — Einmal brachte er uns Büllete zu einem Concert, worin Carl Czerny Beethovens schönes Septett vortrug. Czerny spielte die Clavierpartie, legte aber statt der darin vorkommenden Fermate von dem Compositur eine andere ein, wahrscheinlich von den seinigen. Beethoven erzählte es uns und war darüber ganz entrüstet, ja er sagte zu Czerny unter andern: „er solle sich schämen, die Leute kennen ja das Stück“ ic. Da fragte ich ihn, was Czerny darauf erwiedert habe? Darauf fing B. ihn nachahmend die Hände über einander zu reiben und etwas zu murmeln an, was sehr komisch anzusehen war; aber Czerny wird wohl etwas gesagt haben, was aber B. nicht verstehen oder hören konnte. — Er bemerkte einmal, wie zur Orchesterleitung auch körperliche Kraft erfordert würde. Ich habe manchmal darüber sprechen gehört, daß B. als Director manchen Spielenden nicht so angenehm war, als ein anderer geübter Dirigent; ich weiß nicht, vielleicht war es nur bei einigen so, aber jedenfalls stellte er selbst, wenn ich so sagen darf, das vollständige Bild des aufzuführenden Stückes dar; so wenigstens bei seiner Clavierbegleitung: „der fernsten Geliebten,“ denn da saß er schon ganz gefühlvoll da.

Meinem armen Schwager, welcher damals nur etwas minder gehörlos war, sagte er öfter: „Schmerling, brauchen Sie nur nichts, da wirds immer ärger!“

Eine von B.'s schönen Aeußerungen ging einmal dahin, er habe das System, daß alles, was in Rücksicht von körperlicher Nahrung zu viel geschähe, als ein Diebstahl anzusehen sei, welchen man an anderen nöthigeren oder wichtigeren Ausgaben mache, als da sind Arme, und Verwendung auf Geistesnahrung.

Die von B. sogenannte Königin der Nacht, seines Neffen Mutter, hatte es endlich dahin gebracht, daß man seinen Adel als van Beethoven streitig machte und seine Sache zum Stadtmagistrat kam, was ihn sehr kränkte, weil man an ersterer Stelle ihn mehr zu würdigen verstand; auch kam es endlich dahin, daß er der Vormundschaft enthoben, und sein Neffe zur Mutter zurückkehrte! Welcher Schmerz für ihn! —

Einmal hatte in meiner Gegenwart meine Schwester mit B. ein kurzes, aber interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein besonderer Mensch war, so auch in seinen Ideen und Meinung hierüber. Jede Art gebundenes Verhältniß beim Menschen, so sagte er, sei ihm unangenehm. Ich glaubte ihn zu verstehen, er will die Freiheit des

Menschen nicht beschränkt wissen; so ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne an ihn gebunden zu sein, ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe, so schien mir, glaubte er die Freiheit des Weibes beschränkt. Er fuhr dann fort von einem Freunde zu erzählen, welcher ihm gesagt habe, „man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder.“ Wir Mädchen waren noch weniger dieser Meinung als Beethoven, welcher nur sagte: „er wüßte es nicht. — Was ihn beträfe, so habe er noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt bereut hätte; — und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen als das größte Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingesehen, daß er sehr glücklich sei, daß keine derselben seine Frau geworden sei, und wie gut es sei, daß die Wünsche oft nicht erfüllt werden.“ Meine Schwester machte auch die Bemerkung, daß er seine Kunst immer mehr lieben würde als seine Frau, — das, erwiderte er, wäre auch in der Ordnung; auch daß er eine Frau nicht lieben könnte, welche seine Kunst nicht zu würdigen verstände.

Hierher gehört wohl, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm dasselbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmuth? kurz B. überließ sie dem Freunde und zog sich zurück, das Mädchen aber starb bald, ich glaube, nachdem sie dennoch der Freund geheirathet hatte. — Das gab ein großes Lamento von unserer Seite, was wir B. auch kund thaten.

Meine Schwester, welche einst einen Goldring an seinem Finger gewahrte, fragte ihn scherzweise: „ob er noch eine andere, als die „ferne Geliebte“ habe?“ Auskunft scheint er ihr nicht gegeben zu haben. — Ganz ergriffen von einer traurigen Begebenheit erzählten wir ihm: daß ein Freund des Hauses, den er bei uns gesehen hatte, vor kurzem gestorben und seine Frau — — „hat wieder geheirathet! rief er lachend,“ aber wie sehr veränderte sich der Ausdruck seiner Züge, als wir ihm sagten, daß sie in Anfällen von krankhafter Muthlosigkeit, ihre Kinder ernähren zu können, sich den Tod gegeben habe.

Zuweilen war er voll Scherz und Neckerei; so kam er eines Abends mit dem jungen Simrock von Bonn, als ich ihm sagte: ich hätte geglaubt, er wäre schon in Baden, antwortete er mir lachend: „er höre immer mehr auf zu glauben, und ich glaube immer.“ Wegen einem Lied, das er mir geschenkt und wieder ausgeliehen, sagte er nun müsse er es mir wohl bald wiederbringen, schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen! es war: „das Geheimniß, Liebe und Wahrheit von Wessenberg.“ Und so war er oft in heiterer Laune voll Wortspiele und Witzfunken. — Sehr erfreute es uns, daß B., nachdem er schon den Entschluß gefaßt, seinen Neffen zu sich zu nehmen, dennoch wünschte eine Wohnung in unserer Nähe zu finden.

Beethovens Nefte verblieb nur zwei Jahre im Institut meines Vaters; vom Februar 1816 bis 1818. Dann wollte er ihn, für uns so unerwartet, daß wir glaubten, es sei ihm etwas mißfällig gewesen, zu sich selbst nehmen; die wahre Ursache war, daß er ihn wegen der Musik unter den Augen haben wollte, ich glaube, daß er den Gedanken hatte, ihn gründlich für dieselbe auszubilden. Wir waren sehr betrübt über diesen Vorfall, und so aus aller Verbindung mit ihm zu kommen. — Doch nicht lange währte es, und er mußte einsehen, daß es bei ihm so nicht fortgehen konnte, und eines Tages kam B. in großer Aufregung, suchte Rath und Hilfe bei meinem Vater und klagte, daß ihm Karl davon gelaufen wäre! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß er unter unserm großen und innigem Mitgefühl weinend ausrief: „er schämt sich meiner!“ Nachdem Karl wieder aufgefunden, bat B. meinen Vater, den Delinquenten in Gewahrsam zu nehmen, bis auf weitere Entschlie-
fung. So geschah es, daß er einige Wochen auf diese Weise in unserm Haus verweilte; da wurde dem Dunkel das Herz schwer, er brachte mehre Klagen vor, es sei in dem Zimmer Karls zu kalt gewesen, u. — und er nahm ihn wieder zu sich. Er wollte ihn später wieder ins Institut geben, aber trotz unserm Flehen, dies Mal blieb unser Vater unerbittlich und nahm ihn nicht mehr. Wir hörten dann, daß B. ihn in ein anderes Institut, dessen Inhaber Blöchlinger hieß, gegeben hatte. — B.'s Nefte hatte einst bei uns eine Ope-
ration zu bestehen, und da konnte man seines Oheims reges Dankgefühl er-
kennen. In einem seiner Briefe an meinen Vater wird darüber abgehandelt und besonders erwähnte er meiner Mutter, die dabei hilfreich und ausdauernd zugegen war. Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Nefsen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte, „ich weiß es, ich soll Sie besuchen!“

Umstände und traurige Lebensverhältnisse auch unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten. Ich klagte dies nach seinem Tode einem guten Bekannten von ihm, der während seiner letzten Krankheit oft bei ihm war, ich sagte ihm auch, wie wehe es mir wäre, daß wir ihn in seiner Krankheit nicht einmal besucht hätten, da meinte jener Herr aber, das solle mir gar nicht leid thun; denn B. habe während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen gehabt; so daß er, als er einmal glaubte, es käme eine Dame, sich sehr ängstlich und abwehrend äußerte. Derselbe Herr erzählte mir, daß er in früherer Zeit öfter in engerem Zirkel der Aufführung von Musiken von Beethoven beiwohnte, wo auch er zugegen war, da konnte man fortwährend seine Selbstgespräche beobachten, so sagte er einmal: „jetzt kommt der ungerathene Sohn!“

Als sein Nefte noch bei uns war, lud uns B. einmal zu sich nach Baden

ein, wo er die Sommermonate zubrachte. Meinen Vater und uns zwei Töchter mit Karl. Obwohl unser Gastgeber von unserm Kommen unterrichtet war, gewahrten wir bald, daß zu unserer Beherbergung keine Anstalt getroffen war. B. ging Abends mit uns in einen Gasthof und da fiel uns sehr auf, daß er mit dem Kellner um jede Semmel rechnete, doch dies entsprang daher, daß er wegen seines schlechten Gehöres von Dienstthuenden vielfach betrogen worden war; denn damals schon mußte man ganz nahe am Ohr sein, um sich ihm verständlich machen zu können, und ich erinnere mich, daß ich oft in großer Verlegenheit sogar durch die graulichen Haare dringen mußte, welche das Ohr verbargen; er sagte auch oft wol selbst: ich muß mir die Haare schneiden lassen! Wenn man ihn so sah, glaubte man sie wären steif und struppig, doch waren sie sehr fein und wie er hinein fuhr, blieben sie auch stehen, was oft komisch aussah. (Einst kam er, als er den Ueberrock auszog, bemerkten wir ein Loch am Ellbogen, er mußte sich dessen erinnert haben und wollte ihn wieder anziehen, sagte aber lachend, indem er ihn vollends auszog: „jetzt haben Sies schon gesehen!“)

Als wir nun Nachmittags in seiner Behausung angekommen waren, wurde ein Spaziergang vorgeschlagen; doch unser Wirth wollte nicht mitgehen und entschuldigte sich, daß er so viel zu thun habe; jedoch versprach er nachzukommen, was auch geschah. Als wir Abends nach Hause kamen, war aber auch keine Spur von Beherbergung zu sehen. B. murrte, ent- und beschuldigte die damit beauftragten Personen, und half uns selbst einrichten; o wie interessant war es! mit seiner Hilfe ein leichtes Sofa weiter zu schaffen. Uns Mädchen wurde ein ziemlich großes Zimmer, in welchem sein Clavier stand, zum Schlafzimmer eingeräumt. Doch der Schlaf blieb in diesem musikalischen Heiligtum uns lang ferne. Ja, und ich muß es zu meiner Beschämung bekennen, daß unsere Neu- und Wißbegierde einen großen runden Tisch, welcher sich darin befand, unserer Untersuchung aussetzte. Namentlich war es ein Notizenbuch, über das wir uns hermachten. Da war aber ein solcher „Durcheinander“ von wirthschaftlichen Angelegenheiten, auch vieles für uns nicht Leseliche, daß es unser Staunen erregte; aber siehe da! einer Stelle erinnere ich mich — da stand: „mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur, — obschon ohne sie!“ — das gab uns vieles zu denken. Des Morgens brachte uns ein sehr prosaischer Lärm aus unserer poetischen Stimmung! B. erschien auch bald mit zerkratztem Gesicht, und klagte uns, daß er mit seinem Bedienten, welcher zum austreten war, einen Austritt gehabt habe, „sehen Sie,“ sagte er, „so hat er mich zugerichtet!“ Er beklagte sich auch, daß diese Menschen, obwohl sie wüßten, daß er nicht höre, dennoch nichts thäten, um sich ihm verständlich zu machen. — Es wurde dann ein Spaziergang ins schöne Helenenthal gemacht,

wir Mädchen wanderten voran, dann B. mit unserm Vater. Folgendes war es, was wir mit gespanntem Gehör erhaschen konnten:

Mein Vater meinte, B. könne sich von diesem traurigen Uebelstand seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er niemand fenne u., da war denn unsere langgehabte Ahnung bestätigt: „er liebe unglücklich! Vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre, dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tag. Diese Harmonie, setzte er noch hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können!“ Dann folgte ein Augenblick, welcher uns für manche Mißverständnisse von seiner Seite und kränkendes Betragen entschädigte; denn er kannte meines Vaters freundschaftliches Anerbieten, ihm in seinen häuslichen Bedrängnissen womöglich beizustehn, und ich glaube er war überzeugt von unsere Freundschaft für ihn. — Er sprach noch von dem unglücklichen Verlust seines Gehörs, von dem elenden Leben, das er viele Zeit in physischer Rücksicht geführt. Er, B., war so fröhlich beim Mittagsmahl (im Freien in Helena), seine Muse umschwebte ihn! Er beugte sich öfter an die Seite und schrieb einige Takte mit der Bemerkung: „mein Spaziergang mit Ihnen hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen.“ Dies geschah alles im September des Jahres, 1816.

Aus Berlin.

Berlin, 29. März. Die Entscheidung über die Steuervorlagen ist in der Hauptsache im Hause der Abgeordneten gefallen und das Ministerium hat, den Umständen nach, Ursache zu dem Resultat sich Glück zu wünschen, wenn auch die Gebäudesteuer mit einer über alle Erwartung großen Mehrheit verworfen ist. Von Anfang an hatte diese Steuer eine sehr geringe Aussicht angenommen zu werden. Gewann sie selbst, gegen alle Wahrscheinlichkeit, die Mehrheit bei den Abgeordneten, so ist es außer jedem Zweifel, daß sie im Herrenhause gefallen wäre. Der Hauptkampf drehte sich daher um die Salzsteuer. Ihr Ertrag ist auf mehr als die Hälfte des Ertrags der ganzen Steuerforderung der Regierung veranschlagt und wird in Wirklichkeit höchst wahrscheinlich bedeutend über die Veranschlagung hinausgehen. Ihr Fall durchlöchernte den ministerialen Finanzplan so völlig, daß er die Regierung genöthigt hätte, die von der Opposition gemachten Vorschläge, die sie in allen Punkten und in allen Stadien der Berathung, in den Commissionen, in Privatconferenzen und im Plenum unbedingt zurückgewiesen hatte, anzunehmen oder so-

Grenzboten. II. 1837.